

Jüdische Stimmen zum Nationalsozialismus in Detmold –
Ausschnitte aus einem Brief
von Ruth Margalit, geb. Ehrmann.

Redaktion: Micheline Prüter-Müller

Ruth Margalit, Israel, geb. Ehrmann, ehemals aus Heidenoldendorf, über ihren Onkel Robert Levi aus Schlangen in einem Brief an Heinz Wiemann in Dorsten vom 7.1.1989:

Ich kam einen Monat zu spät. Onkel Robert starb im April 1985. Im Mai 1985 war ich zum ersten Mal wieder in Deutschland, und ich stellte mir die Begegnung mit Onkel Robert wie einen Traum vor. Dann erfuhr ich als erstes, Onkel Robert sei vor drei Wochen gestorben – ein ganz bitterer Schlag für mich.

Warum war Onkel Robert mein Lieblingsonkel?

Im Jahr 1940 kam Robert Levi aus Schlangen in die Detmolder 'Synagoge' – das war damals unsere jüdische Schule in der Gartenstraße 6. Die Schule bestand aus einem Zimmer, und sie wurde freitagabends zum Schabbat in eine Synagoge verwandelt. Dabei half uns Familie Flatow, die ihr neben der 'Schule' liegendes Zimmer zur Verfügung stellte. Sie öffneten die Flügeltür und gaben so dem Vorbeter Max Alexander, der auch unser Lehrer war, Platz für sein Pult und für den Thoraschrank. Onkel Robert arbeitete mit meinem Vater in einer Fabrik zusammen. So kam er 1940 viel zu uns nach Heidenoldendorf. Mich verwöhnte er über alles. Wenn mir zum Beispiel das Ohr wehtat, legte er einen Bonbon drauf und nannte mich seinen Liebling. Es entstand etwas, das mich nicht glauben läßt, daß später mit meinem Onkel Robert so etwas Schreckliches passieren würde. –

„Juden können im Krankenhaus nicht aufgenommen werden“.

Robert Levi und mein Vater waren Freunde. So konnte ich manchmal hören, daß mein Vater besondere Dinge zu ihm sagte. Z.B.: „Wenn mir etwas passiert, kümmere dich um meine Familie.“ Onkel Robert versprach es. Da ich die wirkliche Bedeutung dieser Worte nicht kannte, nutzte ich jede Gelegenheit aus und sagte: „Onkel Robert, Du hast Vater versprochen, daß du dich kümmerst. Du mußt mir etwas mitbringen, wenn du kommst.“ – Ich weiß heute

noch nicht, woher der arme Onkel Robert, der mich nicht enttäuschen wollte, jedesmal eine Kleinigkeit nahm, die er mir mitbrachte. Als ich mir im Winter 1940 ein Bein gebrochen hatte, brachte er mir ein Grammophon und einige Schallplatten mit. Da ich so lange liegen mußte, war das für mich ein sehr schöner Zeitvertreib. Das Bein hatte ich mir beim Schlittensfahren gebrochen. Ich wurde ins Detmolder Krankenhaus gebracht. Als meine Mutter meinen Namen mit Ruth Sarah Ehrmann angab, sagte der Arzt, Juden könnten im Krankenhaus nicht aufgenommen werden, sie könnten höchstens im Badezimmer untergebracht werden. So beschloß meine Mutter, mich wieder nach Hause zu nehmen. Deshalb mußte ich dann dort so lange liegen, und Onkel Robert mußte noch häufiger kommen, damit die Schmerzen nicht zu schlimm wurden.

„Juden durften eigentlich keine staatlichen Verkehrsmittel benutzen“.

Eines Tages hörte ich, wie Onkel Robert und mein Vater sich darüber unterhielten, daß man die Juden in den Osten schickte. „Was macht man dort mit den Juden?“ wollte ich wissen. Onkel Roberts Antwort war, es sei jetzt Krieg, und alle müßten mehr arbeiten. –

Ein halbes Jahr, bevor Onkel Robert ‘verschickt’ wurde, verlobte er sich mit Ilse Ickenberg aus Altenbeken. Für mich war das ein Ereignis, denn auch Ickenbergs waren gute Freunde von uns. Wir fuhren gemeinsam mit dem Zug, und als wir durch den Tunnel fuhren, sprang ich Onkel Robert auf den Schoß, weil ich im Dunkeln Angst hatte. Dies alles spielte sich in einer Zeit ab, in der wir eigentlich als Juden nur mit einer Sondergenehmigung unsere Wohnorte verlassen und keine staatlichen Verkehrsmittel benutzen durften. Dabei bewies Onkel Robert wieder seinen Mut und nahm alle Gefahren auf sich.

Als ‘Halbjuden’ alleine in Detmold

Bald darauf wurden Onkel Robert und seine Familie deportiert. Meine Mutter fuhr nach Schlangen, um beim Packen zu helfen. Wir waren alle so naiv und glaubten wirklich nur an ein Arbeitslager im Osten. Der Abschied war sehr schwer. Ich konnte es nicht fassen, daß es keinen Onkel Robert mehr gab. Mitte 1942 waren nur noch wir ‘Halbjuden’ in Detmold. Wir hatten ein schweres Leben. Wir wurden von den Schikanen der Nazis nicht verschont – trotz all der guten Nachbarn, die wir hier in Heidenoldendorf hatten. Oft dachte ich: „Wo sind wohl alle?“ „Warum schreibt Onkel Robert nicht?“

In Theresienstadt

Anfang Februar 1945 war der große 'Mischlingstransport'. Unsere Familie kam nach Theresienstadt, nur meine Mutter blieb ganz allein in Heidenoldendorf. Inzwischen wußten wir schon viel über die Konzentrationslager und glaubten nicht mehr an die Arbeitslager. Jeden Tag wurde ich zusammen mit zehn anderen kleinen Mädchen von zwei Polizisten und zwei Hunden aus dem Lager geführt, um in der Landwirtschaft zu arbeiten. Auf der Landstraße von Dresden nach Prag machte ich die erste Bekanntschaft mit sogenannten Muselmännern, die auf der Kleinen Festung waren und auch zur Arbeit geführt wurden. Als ich diese Menschen sah, glaubte ich alles, was ich in Deutschland als Gerücht empfangen hatte. Ich sah auch den Todesmarsch von Auschwitz nach Theresienstadt. Die Deutschen merkten, es geht zu Ende, und schleppten Tausende von Menschen von Lager zu Lager. Von Auschwitz nach Theresienstadt dauerte es einen Monat. Die Menschen kamen aus Richtung Bauschowitz, einem kleinen Dorf mit Eisenbahnstation und Sondergleisen nach Theresienstadt, zu uns. So empfing ich täglich diese Transporte von Viehwaggons (!) vollgestopft mit Menschen. Wenn die Türen aufgemacht wurden, fielen die meisten von ihnen *tot* heraus. Diese Leute waren keine Menschen mehr, es waren Tiere. So häuften sich Berge von Leichen unmittelbar vor mir auf.

Dann wurde ich sehr, sehr krank. Unter sehr primitiven Verhältnissen wurden mir mit einem Taschenmesser die Mandeln herausoperiert. Es hieß leben oder sterben. Von dieser Zeit, bis zum 3. Mai, weiß ich nicht mehr, was geschah. Am 3. Mai kam mein Vater zu mir. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich meinen Vater weinen sah. Er sagte: „Stell dir vor, Onkel Robert ist hier angekommen! Es ist furchtbar, wie er aussieht; er ist ein Muselmann und kein Mensch mehr.“ So ging mir ein Licht auf: Du mußt hier aus dem Krankenhaus. Du mußt zu Onkel Robert und ihm helfen. Ich stellte mich gesund, und zwei Tage später verließ ich das Krankenhaus. Ich ging zu meinem Zimmer in dem Haus L114. Dort hatte ich noch ein Stückchen Zucker, das wollte ich Onkel Robert bringen. Auf dem Weg zu ihm wurde ich überfallen, und der Zucker wurde mir aus der Hand gerissen.

Ich fand Onkel Robert wieder als Muselmann mit zwei Kindern an der Hand. Ich fragte ihn: „Sind das deine Kinder?“ und er erzählte mir, daß die Eltern der Kinder in Auschwitz vergast wurden und er den Eltern versprochen habe, daß er die Kinder mitnimmt, solange er lebt.

Theresienstadt war überfüllt. Es gab keinen Platz für alle diese Leute. Man ließ sie einfach im Freien in einem tiefen Graben zwischen der Hamburger Kaserne und dem Krematorium. Mein Vater nahm Onkel Robert mit sich in die Hamburger Kaserne, was eigentlich sehr gefährlich war, aber die Deutschen hatten die Übersicht verloren. Mein Vater sorgte dafür, daß die drei schön viel Kartoffelschalen zu essen bekamen. Ich wollte nur in der Nähe von Onkel Ro-

bert sein. Ich aß mein Brot nicht mehr und ging oft zu ihm und brachte es ihm. Er erzählte mir von Warschau, Mauthausen, Treblinka und von Auschwitz. Er erzählte mir, daß auf dem Todesmarsch Leute, die nicht mehr konnten, von der Hitlerjugend erschossen wurden, daß die Menschen vor Hunger und Durst ihr eigenes Fleisch gegessen und ihren Urin getrunken haben. Das habe ich übrigens selbst gesehen. Am 7. Mai 1945 wurde ich wieder sehr krank. Diesmal noch schlimmer. Es durfte mich niemand besuchen. Am 9. Mai 1945 kam plötzlich mein Bruder zu mir: „Steh auf, der Krieg ist zu Ende.“ Ich wollte aufstehen, kam bis zur Tür und fiel um. In dieser Zeit habe ich einen Monat meines Lebens verloren und auch nicht begriffen, daß der Krieg beendet war und die so ersehnte Befreiung da. Ich hatte Typhus und wollte einfach sterben. Nur wenn Onkel Robert – trotz des Besuchsverbotes kam –, ging es mir ein bißchen besser.

Der Heimweg nach Detmold

Zunächst konnten wir Theresienstadt wegen der Typhusepidemie nicht verlassen. Später gelangten wir nach vielen, vielen Schwierigkeiten, bei denen uns Onkel Robert immer wieder half, durch die russisch und amerikanisch besetzten Gebiete. Wir schliefen tagelang im Regen im Freien oder kamen in Flüchtlingsheimen unter. Sechs Tage brauchten wir von Dresden nach Hannover mit dem Zug. Von dort versuchten wir per Tramp weiterzukommen. Das gelang auch, aber wir konnten nicht alle zusammenbleiben. Ein großer Lastwagen kam, hielt an, hatte aber nur drei Plätze. Onkel Robert ließ Hans, Max und mich abfahren. Der Wagen fuhr bis Hameln. Von dort gingen wir zu Fuß weiter. In einem kleinen Ort, dessen Namen ich nicht mehr weiß, machte ich schlapp. Ich hatte keine Schuhe mehr und großen Hunger. Die Engländer gaben uns schönen warmen Grießbrei, und ich erhielt ein Paar Schuhe. Ein Soldat sagte: „Morgen bringe ich Euch nach Lemgo.“ Ich überlegte immer wieder, wo die anderen sein könnten. In Lemgo setzten wir drei uns vor das Rathaus und fragten, wie wir nach Detmold kommen könnten. Ein Engländer sagte: „In einer Stunde fahre ich nach Detmold. Ich nehme euch mit.“

Wieder in Heidenoldendorf

Von Detmold aus gingen wir zu Fuß nach Heidenoldendorf. Von weitem sah ich, daß mein Vater, Onkel Robert, Karl und Israel schon zu Hause waren. Meine Mutter, überhaupt die ganze Familie, hatte sich sehr um uns gesorgt. Nun waren wir alle endlich mal wieder zu Hause.

Onkel Robert blieb ungefähr ein Jahr bei uns. Von seiner Familie kam keiner mehr zurück. Er ist überhaupt nicht nach Schlangen gefahren. Er begann, mit Hilfe des Roten Kreuzes seine Familie zu suchen.

Ich glaube, am Anfang des Jahres 1946 fand in Bielefeld zum ersten Mal nach dieser Tragödie ein Gottesdienst statt, zusammen mit einer Gedenkfeier für die Opfer des Holocaust. Ich weiß nicht mehr, wo genau das war. Es war tragisch. In einem kleinen Zimmer standen wir ungefähr 30 überlebenden Juden. Onkel Robert weinte furchtbar. Alle haben wir geweint. Tagelang nachher hatte Onkel Robert nicht gesprochen.

Eines Tages kamen zwei Mädchen und ein Mann zu uns. Wir erkannten sie nicht. Das waren Ilse und Röschen Ickenberg. Ilse war nun verheiratet mit einem Mann aus Litauen. Es war eine unangenehme Lage. Onkel Robert sagte, er habe schon so viel mitgemacht und soviel verloren, daß es ihm schon gar nichts mehr ausmache. Er ging zurück nach Schlangen, aber nicht in sein Elternhaus. Ich glaube, er war in dieser Zeit sehr unglücklich. Er sagte oft: „Warum bin ich zurückgekommen?“ Ich machte ihm immer Mut und sagte: „Einmal wird alles wieder gut“. Er sagte sehr oft, daß er sich schäme, daß ich als kleines Mädchen ihm immer wieder Mut zureden müßte.- Onkel Robert heiratete, ich glaube 1948, Irmgard Kleinstras, deren katholische Erziehung die beiden später auch auf ihre zwei Söhne übertrugen. Ich war noch dabei und freute mich damals sehr, als ihr erster Sohn geboren wurde. Kurz darauf wanderten wir nach Israel aus. Onkel Robert schrieb uns zunächst noch viel und half uns als Zeuge, damit wir die Wiedergutmachung erhielten. Von einem gebürtigen Paderborner aus unserem Kibbuz hörten wir später, er habe Onkel Robert in der Synagoge getroffen. Wir sagten uns, wenn Onkel Robert noch in die Synagoge geht, ist alles in Ordnung. Dann glaubt er doch noch ans Judentum. –

Zum Gedenken

Ich nehme an, Sie wissen, daß sich Onkel Robert im Warschauer Ghetto unter einen Haufen Leichen legte und sich totstellte. Von dort flüchtete er zu einem polnischen Bauern. Als die Deutschen sich näherten, wurde er von diesen gefaßt. Sie schlugen ihm mit einem Beil den Kopf auf. Von dort kam er nach Treblinka. Auch dort gelang ihm die Flucht, aber nicht für lange Zeit. Er kam nach Mauthausen, nach Birkenau und zum Schluß nach Auschwitz.

Ich weiß nicht, wie Onkel Robert dies alles geschafft hat und am Leben blieb. In meinen Augen war er ein großer Held des Holocaust.

Lieber Onkel Robert, ich schreibe dies alles, weil ich dich sehr lieb hatte; zum Gedenken, daß du niemals in Vergessenheit gerätst.

Heute bin ich eine erwachsene Frau mit drei verheirateten Kindern und Enkelkindern, aber ich unterschreibe so, wie du mich immer genannt hast Mein kleines Ruthchen.

Ruth Ehrmann- Margalit

Maayan Zwi – Israel

Jüdische Stimmen zum Nationalsozialismus in Detmold –
Ausschnitte aus Briefen und Reiseberichten
von Uri Lev-Ron (früher Rudi Heilbrunn)
an Wolfgang Müller.

Redaktion: Micheline Prüter-Müller

Erinnerungen an Familie, Freunde, Häuser und Straßen in Detmold

„Wir begannen unseren Stadtrundgang mit dem Haus Sachsenstraße 25, dem Haus, das den Eltern von Gad (Gerhard Buchholz) und Devora (Ilse Buchholz) gehörte und in dessen ‘Dachkammer’ auch ich meine Ferien verbrachte, nachdem wir nach Bielefeld gezogen waren. Wir wurden von Mietern eingeladen, mit denen wir eine lange Unterhaltung führten. Von dort gingen wir zum Haus Ecke Elisabeth- und Emilienstraße, in dem meine Mutter, Gads Vater und vier weitere Geschwister geboren sind, von denen vier den Holocaust nicht überlebt haben. Schräg gegenüber wohnte Familie Rülff, die Familie des Lehrers und Predigers der Gemeinde, die enge Freunde unserer Familie waren. Von dort gingen wir zum Geschäftshaus der Familie Matthias Buchholz in der Paulinenstraße, dem einzigen der Familienhäuser, an dessen Stelle ein Neubau steht. Von dort ging es zur Bruchstraße 41, dem Haus, in dem meine Schwester Elischa und ich geboren sind. Wir gingen dann an den Häusern in der Weinberg- (heute Paulinen-) und Gartenstraße vorbei, in denen wir zeitweise gewohnt hatten. Auf dem Weg passierten wir auch das Haus der Frau Leffmann – Gartenstraße 6, das letzte ‘Judenhaus’ zur unseligen Nazizeit. Am Alten Postweg bewunderten wir das schöne Haus von Julius und Else Buchholz, das sie ihren Freunden, der Familie Heumann vermachten, um es nicht in die Hände von Nazis fallen zu lassen. Die Runde beendeten wir mit dem Geschäft Krum-siek, das ursprünglich dem ältesten Bruder meiner Mutter gehörte, der es seiner getreuen Geschäftsführerin übermachte.

Am Vorabend besuchten wir noch die alte Synagoge in der Exterstraße, die ihrer (erneuerten) hebräischen Inschrift nach 1741 eingeweiht wurde und bis 1905 als Synagoge benutzt wurde. – Von der neuen Synagoge, die im Novemberpogrom 1938 vollständig zerstört wurde, blieben vier Säulen übrig, die heute im Hof der alten Synagoge stehen, der Erinnerungsstätte für die Opfer des Holocaust. Von der neuen Synagoge blieb nichts als eine nichtssagende Tafel vor einem riesigen Neubau.“ (Auf Anregung von Uri Lev-Ron wurde

diese Tafel im Jahre 1994 durch ein größeres Mahnmal ergänzt). (Aus dem Bericht über die Reise nach Detmold 1989 vom 12.7.1989)

Die jüdischen Kinder organisierten sich

„Mein Bruder Ernst gründete 1929 in Detmold eine Junggruppe des jüdischen Pfadfinderbundes, nachdem ihm nach einem Jahr Kandidatur bei der allgemeinen Pfadfinderbewegung als einzigem Kandidaten die Aufnahme verweigert wurde und niemand ein Hehl daraus machte, daß der einzige Grund sein Judentum war.

Da die jüdische Gemeinde in Detmold kaum 200 Seelen umfaßte und stark überaltert war, war die Gruppe sehr klein. Mein Bruder war der unumstrittene Leiter und Initiator; sein Stellvertreter war Herbert Rülff, der Sohn des jüdischen Lehrers und Predigers Moritz Rülff. Ebenso natürlich war, daß ich als Ernsts Bruder und Arno Katin als Herberts Vetter bei jeder Diskussion die Führer der Opposition waren. In unserer Gruppe herrschte der Geist nicht orthodoxer, aber doch sehr stolzer Juden. [...] Mit dem Wachsen der nationalsozialistischen Gefahr wurde unser Judentum immer betonter und allmählich sympathisierten wir mehr und mehr mit dem Zionismus. [...] Leider hat die große Mehrheit der jüdischen Gemeinde durch ihre Verbundenheit mit allem 'Deutschen' nicht rechtzeitig erkannt, was die Zukunft bringen würde. Viele Eltern haben ihre Kinder gezwungen, 'die bösen Zionisten' zu verlassen, um den 'deutschen Geist' zu retten, und nicht wenige haben mit ihren Eltern und Verwandten ihr Ende in Auschwitz gefunden.“ (August 1988)

Antisemitische Vorfälle am Gymnasium Leopoldinum

„In der Quarta begegnete ich zum ersten Mal einer antisemitischen Anpöbelelei. Der 'Musterschüler' unserer Klasse (im gegenteiligen Sinn des Wortes) beschmierte mir ein in der Klasse vergessenes Heft mit antisemitischen Unflätigkeiten.- Da er einen ausgesprochen jüdisch klingenden Familiennamen hatte, nehme ich heute an, daß er den nichtarischen 'Fleck' der Familie durch Antisemitismus verdecken wollte.“ (1.5.1990)

„Unsere Familie hat von 1930 bis 1933 in Bielefeld gelebt, so daß wir die letzten Jahre vor der Machtergreifung und die ersten Monate des Naziregimes nicht in Detmold erlebten. Aus meiner Erfahrung kann ich nur sagen, daß das Wachsen der NSDAP in Detmold viel fühlbarer war als in Bielefeld und die Sympathie (besonders unter den Lehrern des Detmolder Gymnasiums) viel deutlicher war. Als ich vor den Septemberwahlen 1930 Ohrenzeuge war, als

zwei Unterprimaner zueinander sagten: 'Heute abend stürmen wir!' und dann eine Versammlung der 'Staatspartei' (Demokraten und Jungdeutscher Orden) von den Nazis gesprengt wurde, taten Direktor und Klassenlehrer mein Zeugnis ab mit der Erklärung, daß eben ein Unterprimaner glaubwürdiger sei als ein Tertianer. (Die Unterprimaner hatten alles abgestritten). Ich hatte die Aussage meinem Bruder erzählt, und der mobilisierte Herrn Rülff, der dann intervenierte (und dadurch viele Nachteile erleiden mußte).

Ich bin auch verschiedentlich von Klassenkameraden angepöbelt worden, was mir später in Bielefeld nie passierte, obwohl mein Klassenlehrer ein 'alter Kämpfer' war." (14.6.1988)

„Daß die Geschichte mit der gesprengten Versammlung der Staatspartei solche Kreise gezogen hatte, war für mich überraschend. Was mir ganz unverständlich ist, ist, warum sich Moritz Rülff so in die Verteidigung hat drängen lassen, als ob es um politische Tätigkeit oder Zugehörigkeit ginge. Es ging doch eigentlich darum, ob man ruhig zusehen darf (als Erzieher), wenn Schüler sich organisieren, um Versammlungen anderer Parteien zu sprengen. Das hat doch überhaupt nichts mit politischer Überzeugung oder Zugehörigkeit zu tun.“ (18.7.1988)

Zur Erklärung dieses Vorfalles vgl.: Wolfgang Müller: Moritz Rülff – ein jüdischer Lehrer in schwerer Zeit, Lippische Mitteilungen 57, 1988, S.413 ff. (Hier auch die Belegstellen zu den verwendeten Zitaten). Sinngemäße Zusammenfassung: Rülff war von Schulrat Geise und seinem Kollegen Dr. Stiefel aufgefordert worden, gegebenenfalls Material über nationalsozialistisch agierende Schüler zu sammeln. Nachdem ihm Rudi und Ernst Heilbrunn nun berichtet hatten, daß zwei Schüler die betreffende Versammlung hätten sprengen wollen, notierte er sich die Namen, um niemanden fälschlich zu beschuldigen. Die Namen hatte Rülff nach dem oben geschilderten Verlauf der Lehrerkonferenz nicht weitergegeben. Dennoch wurde er in der Folgezeit Opfer erbitterter Anschuldigungen durch die Landeszeitung vom 3.9.1930 (Demagogenverfolgung vormärzlicher Zeit; Gefährdung der 'höchsten ideellen Güter'), durch Schulleiter Gregorius, der ihn rügte und sein Verhalten für 'ungehörig' erklärte, und durch die Oberschulbehörde, die Rülffs eingestandenermaßen persönliche Angriffe gegen Gregorius in einem Schreiben als 'Verfehlung' brandmarkte. Er habe nicht genügend Rücksicht auf seine Stellung als Lehrer genommen, man könne es „unter keinen Umständen für richtig halten, daß er von einem Schüler Material über das Verhalten anderer Schüler erbeten“ habe. In der Folge wurde es den Schülern des Leopoldinums aber doch verboten, an 'Versammlungsstörungen' teilzunehmen. – „Statt sich mit den Ausschreitungen der nationalsozialistischen Schüler und den Klagen der jüdischen Schüler über unerträgliche Belästigungen auseinanderzusetzen, richtete sich die ganze Kritik gegen die

Form, mit der Rülff seine Schüler schützen wollte.“ (Wolfgang Müller, a.a.O., S. 415).

„Ich erinnere mich an den 1.4.1933, den Tag des Boykottes gegen die Juden. Mein Vater stammte aus einer der streng orthodoxen jüdischen Gemeinden in Hessen, die beinahe ebenso streng deutsch-patriotisch waren. Das war bei ihm allerdings schon etwas 'verwässert' durch seinen Humanismus und den Pazifismus, den er aus dem Ersten Weltkrieg heimbrachte. Aber den ersten entscheidenden Riss bekam er wohl 1922, als sein politisches Idol Walther Rathenau als Jude ermordet wurde. – Vater, einen halben Kopf größer als ich, blond, blauäugig – was man im Nazijargon einen 'arischen Typ' nannte, ging am 1. April 1933 – dem Tag des Boykotts gegen die Juden – in sein Geschäft und hatte einen Zusammenstoß mit den SA-Männern, die davor postiert waren, um Deutsche am Betreten zu hindern. Sie hielten ihn offensichtlich für einen 'Volksgenossen', der die Zeichen der Zeit noch nicht verstanden hatte. Als Vater abends aus seinem Geschäft zurückkam, erklärte er beim Abendessen: „Heute hat man mir bewiesen, daß ich kein Deutscher bin; wenn nicht Deutscher, bin ich nur Jude, und dann gibt es für mich nur einen Platz in der Welt.“ Zwei Monate später war er in Israel, um den Platz für seine Familie vorzubereiten.“ – (14.6.88)

Uri Lev-Ron, 9.11.1995

Zur Enthüllung der Tafel mit den Namen der Detmolder Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft

Meine Damen und Herren, liebe Freunde,

ich fühle mich hier als Stellvertreter der Generation meiner Eltern, obwohl Karla Timna geb. Rülff aus Maajan Zwi dazu berufener wäre. Aber sie ist heute so krank, daß sie nicht kommen konnte, selbst wenn sie dazu bereit wäre. Denn diese Tafel wird mit einer Verspätung von ca. 50 Jahren errichtet, und es lebt niemand mehr aus der Generation, die mit den Opfern der Schoa in Detmold gelebt hat und auch die gekannt hat, die in Detmold geboren wurden, aber aus anderen Städten in den Tod geschickt wurden. So beschloß ich als Ältester der Lebenden meiner Generation wohl der einzige bin, für den der größte Teil dieser Liste nicht nur Namen sind, sondern Menschen, die auch heute noch vor meinem geistigen Auge stehen und davon mehr als 15 nahe und entferntere Verwandte.

Wir dürfen nie vergessen, daß die große Mehrheit dieser Menschen kein Grab und keinen Grabstein hat, daß sie in Krematorien verbrannt oder in Massengräbern verscharrt wurde, in dem wahnsinnigen, aber beinahe geglückten Vorhaben, ein ganzes Volk auszumerzen. Ich glaube, mein Freund Wolfgang Müller hat Recht, wenn er die Schoa – den Holocaust – als die größte Katastrophe des jüdischen Volkes bezeichnet. Zu viele Tausende Deutsche waren an der Schoa aktiv beteiligt, und zu viele Millionen haben zustimmend oder schweigend zugeesehen.

Damit die Schoa ein Einmaliges und ein Einzigmaliges in der menschlichen Geschichte bleibt, haben wir alle die Pflicht, jeder an seinem Platz, uns immer wieder gegen Unrecht und Gewalt einzusetzen – sei es gerichtet gegen einzelne oder sei es gegen ganze Völker.

Rede anlässlich der Enthüllung der Tafel mit den Namen der Detmolder Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Die Shoa, die Vernichtung der europäischen Juden, ist die radikalste Tatsache der bisherigen Weltgeschichte. Sie war eine Katastrophe für das jüdische Volk. Sie war und ist aber auch eine Katastrophe für das deutsche Volk, denn wie soll ein Volk mit solchen Taten weiterleben?

Diese Katastrophe war auch die größte in der Geschichte der Stadt Detmold – sie wurde nur nie als solche ‘wahr’ genommen.

Auf der Tafel, die heute enthüllt worden ist, stehen die Namen von 151 jüdischen Männern, Frauen und Kindern, die in Detmold geboren wurden oder hier für eine gewisse Zeit gelebt haben. Sie alle wurden durch die nationalsozialistischen Gewalthaber verschleppt und ermordet.

Nur von wenigen wissen wir, wo sie begraben sind, die anderen haben ein ‘Grab in den Lüften’. Ihre Namen waren bis heute nirgends verzeichnet. An keiner Stelle in Detmold konnten die Angehörigen sehen, daß dieser Toten namentlich gedacht wird. Das Ausmaß der von Menschen gemachten Katastrophe wurde nirgends sichtbar und sollte es wohl auch nicht werden.

Mit uns sind heute abend hier:

Judith Weiszfish und ihre Tochter Einat aus Israel. Sie sind hier, weil die Namen ihrer Großeltern und Urgroßeltern auf der Tafel stehen:

DAVID EXAMUS und EMMY EXAMUS geb. SALOMON.

Die Großeltern wohnten in der Sinalco-Villa am Bahnhof, der Großvater hatte in der heutigen Industriestraße ein Getreidegeschäft. Im Oktober 1939 mußten sie in das sog. ‘Judenhaus’, Paulinenstraße 10, ziehen.

Am 30. März 1942 wurden sie nach Warschau deportiert. Nur von wenigen lippischen Juden wissen wir, was mit ihnen nach der Deportation geschah. Über David und Emmy Examus hat nach dem Krieg ein Überlebender, Robert Levi aus Schlangen, berichtet:

Die Eheleute David und Emmi Examus gehörten zu den Detmolder Juden, die zusammen mit mir am 28. März 1942 nach Bielefeld geschafft wurden und hier zu dem Transport – Hannover 2 – kamen, der nach Warschau ging. In Warschau haben beide Eheleute Examus zunächst mit mir in einem Zimmer gewohnt. Während ich alsbald nach Treblinka kam, blieben die Eheleute Examus noch in Warschau. Im Herbst 1942, als ich aus Treblinka geflohen war und wieder nach Warschau kam, habe ich mich nach dem Schicksal der Eheleute Examus erkundigt. Man sagte mir damals, daß David Examus bald nach meinem Abtransport – etwa im Juni oder Juli – verstorben ist. David Examus war nämlich schon krank, als ich am 9. April nach Treblinka transportiert wurde. Seine Ehefrau ist mit meiner ebenfalls umgekommenen Schwester zusammen gewesen. Beide haben bei der Firma Többens u. Schulz in Warschau gearbeitet. Während meine Schwester nach Treblinka kam, soll Frau Emmi Examus nach dem jüdischen Arbeitslager Treblinka geschafft worden sein. Von der Vorgenannten habe ich dann nichts mehr gehört und nehme, wie in allen anderen Fällen mit Bestimmtheit an, daß sie dort umgekommen ist.

Mit uns sind heute abend hier:

Gad Eschel und Uri Lev-Ron aus Israel. Gad Eschel ist hier, weil auf der Tafel die Namen seiner Eltern stehen:

BERNHARD BUCHHOLZ und IRMGARD BUCHHOLZ geb. HELLWITZ.

Von ihnen mußte er Abschied nehmen, als er im Dezember 1939 mit einem der letzten Kindertransporte nach Palästina geschickt wurde. Irmgard und Bernhard Buchholz wurden im Dezember 1941 nach Riga deportiert. Nicht einmal zusammenzubleiben war ihnen vergönnt. Irmgard Buchholz wurde im Konzentrationslager Stutthof, Bernhard Buchholz in Buchenwald ermordet.

Uri Lev-Ron wollte seinen Vetter nicht allein reisen lassen. Er ist hier, um der 17 Detmolder Mitglieder seiner Familie zu gedenken, die deportiert und ermordet wurden:

Ida Arensberg; Hedwig Block; Amalie Buchholz, Arthur Buchholz, Bernhard Buchholz, Elsa Buchholz, Grete Buchholz, Irmgard Buchholz, Julius Buchholz, Margarethe Buchholz, Sigmund Buchholz und Toni Buchholz; Laura Hallenstein; Aenne Heymann, Edith Heymann, Max Heymann und Walther Heymann.

Mit uns sind heute abend hier:

Benjamin Margalit und Ruth Margalit geb. Ehrmann aus Israel. Ruth Ehrmann wurde noch im Februar 1945 nach Theresienstadt geschickt, wo sie noch einige der aus Detmold Deportierten lebend antraf. Sie war immer in Gedanken bei

uns, wenn wir uns an dieser Stelle versammelt haben. Ihr verdanken wir die Kerzen, die in den letzten Jahren zum Jom Ha Shoa oder zum 9. November entzündet wurden.

Mit uns sind heute abend aus Detmold hier:

- Renate Gisder, die Tochter des jüdischen Kaufmanns MAX GUSDORF und dessen Enkelin Theresia Komm,
- die Enkelin von LAURA SANDER geb. Kronenberg, deren Namen auch auf der Tafel stehen.

Auf der Tafel sind auch die Namen von neun nichtjüdischen Frauen und Männern aus Detmold verzeichnet. Auch sie wurden aus rassenideologischen Gründen umgebracht, oder weil sie das nationalsozialistische Herrschaftssystem politisch bekämpften. Über ihr Schicksal breitete sich sogar noch ein tieferes Schweigen als über das der jüdischen Opfer.

Der Kommunist FRITZ BÜKER aus Heidenoldendorf setzte den Kampf gegen die Nationalsozialisten in den Jahren 1933 und 1934 fort, bis er wegen 'Vorbereitung zum Hochverrat' zu zwei Jahren Haft verurteilt wurde. Nach seiner Entlassung 1936 denunzierte ihn ein Heidenoldendorfer, dem er mehr scherzhaft als ernst gesagt hatte, daß der Kampf weitergehe. Das neue Urteil lautete fünf Jahre Zuchthaus. Auch nach diesen fünf Jahren kam er nicht mehr frei. Am 11. Oktober 1944 wurde er im Konzentrationslager Sachsenhausen 'wegen versuchter Meuterei und Aufwiegelung', wie die SS seiner Frau mitteilte, erschossen.

Der Diplomkaufmann HANS MILL erfuhr 1935 aus der Zeitung, daß in Rostock drei Studenten einen Prälaten unter Vortäuschung von Glaubensproblemen zu abfälligen Äußerungen über das 'positive Christentum' der Nationalsozialisten veranlaßten und seine Verurteilung zu eineinhalb Jahren Gefängnis herbeiführten. Thomas Mann erwähnt den Fall voller Abscheu in seinen Tagebüchern.¹ Hans Mill zeigte die drei Studenten wegen Anstiftung zum Vergehen gegen das sogenannte 'Heimtückegezet' an. Der Rostocker Oberstaatsanwalt bat seinen Detmolder Kollegen daraufhin, Hans Mill „ganz energisch zur Verantwortung zu ziehen“² – was natürlich sofort geschah. Hans Mill wurde wegen 'falscher Anschuldigung' verurteilt und mußte wegen weiterer Konflikte mit den Nationalsozialisten 1937 nach Belgien ins Exil gehen. 1940 wurde er dort von der Gestapo verhaftet und nach Deutschland verschleppt. Er starb am 11. Juli 1941 im Konzentrationslager Dachau.

HILDEGARD KLEESIEK leistete keinen Widerstand und protestierte auch nicht, sie blieb im Jahr 1943 nur einige Male ihrer Arbeitsstelle bei der Firma Hilker fern. Dafür wurde sie vom Amtsgericht Detmold zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe im Frauenjugendgefängnis Vechta wurde sie in das Konzentrationslager Ravensbrück eingewiesen. Nach einem Jahr hielt der Vater die Todesnachricht der SS in den Händen.

Die Schwestern ANNELIESE und GRETE LÜKERMANN starben noch wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner in der Anstalt Lindenhaus. Einige Wochen vorher war ihre Mutter von den Behörden bedrängt worden, eine Erklärung zu unterschreiben, daß sie sich mit dem 'Gnadentod' für die beiden jungen Frauen einverstanden erkläre.

Wir wissen, daß die Reihe der Namen auf der Tafel nicht vollständig ist. Sobald wir über das Schicksal weiterer Opfer Gewißheit haben, wollen wir sie ergänzen.

Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen
zu ehren als das der Berühmten
Dem Gedächtnis der Namenlosen ist die
historische Konstruktion geweiht

Diesen Satz Walter Benjamins wählte der israelische Künstler Dani Karavan für das Denkmal in Port Bou.

Über einige auf unserer Tafel wissen wir viel, über sie, wie Felix Fechenbach oder Moritz Rülff, gibt es Bücher und Aufsätze. Über andere wissen wir kaum etwas.

Alles, was wir schon wissen, und was die Historiker noch finden werden, soll in einem Buch festgehalten werden.

Aber die Zeit drängt, denn die Akten allein reichen nicht, und es ist kaum noch jemand da, der sagt: „Fragt uns aus, wir sind die Letzten!“ (Hans Sahl).

Anmerkungen

1. 17.4.1935; Tagebücher 1935 – 36, S. 83.
2. StA DT, D 23 Detmold Nr. 3899.



Wir gedenken
der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft
Detmold 1933 - 1945

Fili Alexander	Max Alexander	Bertha Arcusberg	Ida Arcusberg	Friedrich Bükler	Irmgard Bukofzer	Jacob Daniel	Louis Daniel
Otto Baer	Julius Beerens	Rebekka Berger	Eise Bloch	Paula Daniel	Berl Dillenberg	Ernst Dillenberg	
Hedwig Block	Anneliese Blume	Gerhard Blumenthal		Margarete Dillenberg	Max Dillenberg	Paula Ems	
Ilse Blumenthal	David Böhm	Regina Bonom-Horowitz		Georg von Eppstein	David Examus	Emmy Examus	Anne Falk
Max Bonom	Walter Brinkmann	Amalie Buchholz		Felix Fechenbach	Alma Flatow	Frieda Flatow	
Arthur Buchholz	Bernhard Buchholz	Elsa Buchholz		Friederike Flatow	Louis Flatow	Max Flatow	Emilie Frank
Grete Buchholz	Irmgard Buchholz	Julius Buchholz		Ludwig Frenkel	Anni Goldschmidt	Lothar Goldschmidt	
Margarethe Buchholz	Sigmund Buchholz	Toni Buchholz		Ilse Gravi	Amalie Grüneberg	Georg Grüneberg	Wilhelm Grüneberg
Rosy Grünewald	Hermann Gusdorf	Max Gusdorf		Selma Leffmann	Hugo Levy	Johanna Levy	Rosa Levysohn
Laura Hallenstein	Erna Hamlet	Karl Harf	Grete Heineberg	Margarete Linz	Bernhard Löwenstein	Edgar Löwenstein	
Gerda Herzberg	Johanna Herzberg		Martha Herzberg	Anneliese Lükermann	Grete Lükermann	Eise Marx	
Moritz Herzberg	Ludwig Hesse		Aenne Heymann	Hans Erhard Marx	Margot Masse	Ellen Meyer	Jeannette Meyer
Edith Heymann	Max Heymann		Walther Heymann	Henriette Michaelis	Auguste Michaelis-Jena	Bernhardine Michaelis-Jena	
Albert Hirschfeld	Leonie Hirschfeld		Gustav Höcker	Hermann Michaelis-Jena	Sophie Michaelis-Jena	Hans Mill	
Martha Hoffmann	Babette Katz	Otto Katz	Eduard Kauders	Wilhelm Milting	Meta Neufeld	Lina Neustädter	Margarete Neustädter
Frieda Kauders	Hildegard Kleesiek	Elisabeth Lange		Hannelore Neuwahl	Julius Neuwahl	Bertha Obermeier	
Aron Albert Paradies	Julius Paradies	Paula Paradies		Emilie Simon	Salomon Simon	Julius Sondermann	
Siegfried Plaut	Sophie Plaut	Hannelore Ries	Josef Ries	Aenne Sostberg	Erna Steinweg	Wilhelm Steinweg	Emmy Turk
Julie Ries	Maria Ries	Rahel Ries	Pauline Rosenboom	Ilse Uhlmann	Edith Valk	Hedwig Valk	Hilde Valk
Dan Rosenbaum	Eise Rosenbaum		Frieda Rosenbaum	Samuel Valk	Anna Vogelhut	Josef Leib Vogelhut	
Heinz Rosenbaum	Inge Rosenbaum		Samuel Rosenbaum	Henny Warschauer	Eise Wertheim	Julius Wertheim	
Käte Rosenstein	Erika Rülff	Moritz Rülff	Emilie Salomon	Rudolf Wertheim	Ruth Wertheim	Gerda Windsheim	
Ilse Samuel	Leo Samuel	Laura Sander	Adele Schlamm	Max Wolf	Eugen Wolff	Jenny Wolff	
Hedwig Schlamm	Ernst Silberbach	Margret Silberbach		Flora Zander	Salomon A. Zander		

9. November 1995